

In freier Stunde

♦ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ♦

Nr. 290.

Posen, den 18. Dezember 1928.

2. Jahrg.

Copyright by J. Engelhorn Nachf. Stuttgart.

Die Hoermanns

Roman von Karl Busse.

(21. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

So begannen sie also den Riesenberg Schicht für Schicht abzutragen. Ueber jedes Blatt neigte sich der weiße und der blonde Kopf, und die Umschläge faßten von Tag zu Tag mehr.

Der Alte war oft müde, aber die Kleine blieb frisch. Es ging ihr alles merkwürdig fix von der Hand, und als er ihre frische Jugend und flinke Unermüdblichkeit so am Werke sah, fühlte er, daß er selber in diesen letzten Monaten gealtert und anders geworden war. Er konnte in dem Tempo doch nicht mehr mit, und als es eines Nachmittags gar zu arg kam, trat ihm plötzlich der Schweiß auf die Stirn, und mit einer jähen Angst erhob er sich, atmete schwer und riß sich hastig den Rock auf.

„Genug für heut,“ sagte er mit Anstrengung, „mir ist ... nicht recht gut.“

Er hielt sich am Schreibtisch fest. Sein Gesicht war grau und abgemattet.

Erschrocken riß Lütting die Fenster auf.

„Soll ich Walter rufen? Willst du ein Glas Wasser?“

Doch er schüttelte den Kopf und sog nur tief die hereinströmende Luft ein. Langsam kehrte die Farbe in sein Gesicht zurück. Und mit seiner alten Handbewegung: „Keine Besorgnis! Es ist alles schon wieder vorüber!“

Aber der Kleinen gefiel das nicht.

„Das kommt nur von dem ewigen Stubenhocken,“ meinte sie und packte die Mappen zusammen. „Mir hast du immer frische Luft gepredigt, aber du selber sperrst dich schon seit Jahren ein. Wann warst du denn zum letzten Mal auf der Straße?“

Es war richtig. Er mußte sich geschlagen geben.

„Ich kann ja mal mit Walter reden,“ erwiderte er. „Wenn er auch der Ansicht ist —“

Da wunderte sich Lütting, wie flüchtig der Vater war.

Auf Walters Rat ging er nun auch wirklich täglich spazieren — gleich nach dem Frühstück. Nachmittags saß er dann mit der Kleinen wieder vor dem Notzenberg, in den schon eine tüchtige Bresche geschlagen war.

Aber je weiter sie kamen, um so weniger war Lütting zufrieden. Es ward ihr immer klarer, daß es auf diese Weise doch nicht ging. Die alte Neigung des Vaters abzuschweifen und allmählich vom Hundertsten ins Tausendste zu kommen, hatte sich auch im Zusammentragen des Materials wieder bewährt. Die Hälfte davon mußte fallen, wenn das Werk überhaupt jemals fertig werden sollte.

Sie sah ein, daß sie auf geradem Wege auch hier nichts erreichen konnte. So mußte sie es halt wieder auf krummem versuchen.

Gleich bei nächster Gelegenheit setzte sie ein. Zu einer kurzen Notiz über den Dämonenglauben eines afrikanischen Stammes hatte der Vater aus allen Mythologien der Erde Auszüge gemacht und Ver-

gleichungspunkte herangezogen. Es hätte selber ein kleines Buch geben können.

„Erklär' mir doch bitte die Zusammenhänge,“ sagte sie kopfschüttelnd und reichte ihm die Zettel.

Und er, durch fluge Zwischenfragen vorwärtsgetrieben, war bald ganz in seinem Element, schlug kühne Ideenbrücken und eröffnete der Zuhörerin einen Einblick in die Dämonologie aller Völker.

Heimlich staunte die Kleine auch heute wieder über sein riesenhaftes Wissen. Und es kam ihr wie Lästerei vor, daß sie, ein dummes Mädel, mit ihren kleinen Risten ihn lenken wollte, der mit mächtigen Schwungfedern über endlose Gebiete brauste.

Ihr Herz ward schwer dabei, doch sie empfand in dunklem Ahnen die ganze Tragik seiner Persönlichkeit, der zu den gewaltigen Schwungfedern eben gar keine Lenkfedern gegeben waren.

Da spielte sie ihre Rolle weiter und konnt' ihn mit leuchtenden Augen beschwören, dies alles doch so, wie er es eben vorgetragen, in das Werk einzufügen.

Ihre Begeisterung tat ihm wohl, wenn er auch den Kopf schüttelte. „Es würde die Darstellung sprengen, Kind. Du meinstest doch selbst, daß wir reichlich abschwEIFten.“

„Ja so,“ sagte sie nachdenklich. Doch plötzlich, als er helle ein Blitz das Dunkel: „Papa, wie wär' denn das ... wenn wir das alles aus dem Text heraus-

nähmen? Es glatt in die Anmerkungen schoben? Hast du denn an die Anmerkungen überhaupt schon gedacht? Die Darstellung ganz geschlossen — aber später in voller Breite alle Hinweise und Beziehungen — alles, was du vorhin zu mir sprachst — o das wäre ja herrlich!“

„Ich möcht' so gern, daß jeder wissen soll, wieviel du umspannt!“

„Kindskopf!“ sprach er auch jetzt, aber er gab ihr zu: der Vorschlag ließ sich hören. Der Gedanke, unbeschränkt ins Weite gehen zu können, war ihm ausnehmend sympathisch.

„Morgen bring' ich dann die neuen Umschläge mit,“ jubelte Lütting, „für die Anmerkungen!“

Es hätte nicht viel gefehlt, und sie wäre in der Stube herumgetanzt. Oben jedoch ließ sie schlaff die Arme hängen. Und doch: sie schämte sich. Ihr war, als hätte sie etwas auf sich genommen, was für ihre jungen Schultern zu schwer war. Und mit einem hilflosen Ausdruck, der ihr schmales und festes Gesicht seltsam fremd und kindlich erscheinen ließ, starrte sie vor sich hin.

In Berlin kaufte sie die neuen Mappen. Sie war darauf gefaßt, zuerst noch Einwendungen zu begegnen und das Spiel weitertreiben zu müssen. Aber der Vater schien sich in ihren Vorschlag völlig gefunden zu haben. Er schlug manches selbst für die Anmerkungen vor; er wehrte ihr nicht, als sie allmählich mehr und mehr in den dafür bestimmten Umschlägen verschwinden ließ. Selten, daß er ihr einmal mit dem Finger drohte!

Und von neuem wunderte sie sich über seine Nachgiebigkeit. Es schien, als hätte er von der zähen Widerstandskraft, die er früher bewiesen hatte, das meiste verloren.

„Du kannst es nun bald allein zu Ende bringen,“ sagte er einst, als er ihr eine Zettlang über die Schulter

gesehen und beobachtet hatte, wie sie prüfte und einordnete. Sie protestierte lebhaft. Aber der Materialberg schmolz bei ihrer fleißigen Arbeit zusehends.

So kam der Tag, wo sie das letzte Blatt in eine der blauen Mappen schob.

„Siehst du, Papa,“ sagte sie aufatmend und reckte die Arme, „wir haben uns durch den Ruchenberg durchgefuttert! Wie fein wird das sein, wenn wir erst unter das Ganze den Schlußstrich ziehen!“

Er hatte heut stärker mitgeholfen, als in den letzten Tagen. Nun stand er mit versonnenen Augen da und nickte.

„Auch das wird kommen, Kind,“ sprach er, als ob er es weit in der Zukunft schon sähe. „Und dann kann ich ausruhen.“

Er strich über die blauen Mappen, die geordnet nebeneinander lagen, schlug hier und da eine auf.

„Wenn man so bedenkt,“ sagte er halb für sich, „— wie lange hängt all mein Denken und Streben schon an den Blättern hier! Andre haben Feste gefeiert und sich das Leben fröhlich gemacht — warum konnte ich das nicht auch?“

„Aber ich hab' hier in dem Zimmer gelesen und hab' gearbeitet!“

„Langsam bin ich darüber alt geworden — und hab' gearbeitet!“

„Ihr seid klein gewesen und seid herangewachsen — ich hab' gearbeitet! Eure Mutter ist gestorben — ich hab' die Zähne zusammengebissen und hab' gearbeitet!“

Er nickte mit dem Kopf dazu, als müsse er sich alles bestätigen. Er legte die Hände auf den Rücken und ging in seiner alten Art auf und ab.

„Ach ja, zuerst da war alles Glück und Glauben, Hoffnung und Begeisterung. Dann wurde es Not und Mühe, es kam Zwang und Zweifel. Und Verzweiflung und Ermattung blieben auch nicht aus.“

„Das hat wohl jeder zu tragen, der einen weiten Weg geht.“

„Da hat mir der Junge geholfen — Günther — durch sein Interesse und seinen Glauben, seine Frische und seine Begeisterung.“

„Aber die Begeisterung hat ihn nach unten getrieben, und das Land, das mich selbst die besten Jahre gekostet hat, hat mir den Jungen begraben.“

„Ich hab' Furcht davor gehabt vom ersten Augenblicke an. Mit der Furcht bin ich des Morgens aufgestanden und des Abends zu Bett gegangen. Und als es dann kam, da brach was in mir. Da hab' ich stumpf und alt dageessen und hab' nicht begriffen, daß ich immer noch leb' und immer noch den Arm auf denselben Schreibtisch stück'. Tage und Wochen hat mich ein Grauen gelähmt vor mir selber — wie vor einem Toten, der noch lebendig, oder wie vor einem Lebendigen, der doch schon tot ist. Und ich hatte Furcht und Ekel davor, die Schübe aufzuziehen, wo die vielen Blätter meiner Arbeit lagen.“

Eintönig stotternd, den Blick immer am Boden, sprach der Alte die Worte. Oft schoben sich lange Pausen zwischen die einzelnen Sätze, und man hörte dann nur seine Schritte.

Die Kleine hatte die Hände im Schoße zusammengelegt. Sie rührte sich nicht. Sie sah den Vater nicht an. Aber leise Schauer gingen wider ihren Willen über sie hin, und sie quälte sich, den Atem zurückzuhalten.

„Ja,“ sagte er langsam, „ich lag sehr tief in der Grube. Und dachte, es sollte für immer sein. Da hat mich der Junge noch einmal aus der Grube rausgeholt.“

„Als ob er über Tausende von Meilen meine Not vorgeahnt hätte, hat er geschrieben.“

„Verlaß Dein Werk nicht, Papa! Daß Dich nicht unterliegen! Es kann's doch keiner so schaffen wie Du! Wir werden sterben, aber es wird leben! Ich denk' so oft dran! Mit tausend Gedanken bin ich dran geknüpft, als wenn's auch mir gehörte. Und schon mir darfst Du

den Schmerz nicht antun, die Flinte ins Korn zu werfen.“

„Wen bewegte das nicht? Aber als der Brief ankam, lag der Junge längst in der Erde. Und es war kein Brief mehr — es war ein teures Vermächtnis, eine Mahnung aus dem Grabe.“

„Ich hab's gelesen — zehnmal — zwanzigmal — ich weiß nicht wie oft. Stunden über Stunden. Und bin in diesen Stunden langsam und schwer wieder rausgeklutert aus der Grube, und hab' die Schübe wieder aufgemacht und die Blätter vor mich hingelegt, nicht um meinetwillen, sondern des Jungen wegen. Was ich noch mach' und schaff', gehört ihm. Sein Name soll später mal davor stehen. Seinem Andenken soll das Werk dienen.“

„Seitdem weiß ich, daß es fertig wird.“

Er blieb stehen und schien die Marmornuhr zu betrachten, die fröhlich lief. Aber seine Gedanken verloren sich, und aus tiefer Versunkenheit sprach er mit einem Male leise: „Eigentlich: wie ist das alles doch seltsam und merkwürdig, als wär' es voll geheimen Zusammenhänge, die unsre trübten Augen nur nicht erkennen! In den Briefen, die ich an Günther schrieb, hab' ich niemals mit einer Silbe erwähnt, was mich quälte und lähmte.“

„Und doch: ist es nicht, als hätt' er meine Not und Verzagttheit über die ungeheuren Fernen wie einen Anruf verspürt, dem er antworten müsse?“

„Welch geheime Macht trieb ihn dazu, plötzlich in einer unruhigen Eile, die er sonst nicht hatte, die paar Blätter vollzutrickeln, die uns nach seinem Tode wieder aufrichten sollten?“

„Ist das alles Zufall? Auch dies, daß er für dich bat? Daß er mir dadurch gleichsam an seiner Statt ein andres meiner Kinder zuführte?“

„Und manchmal, wenn du mir so halfst, wie er früher, hab' ich an den schönen Glauben eines Hindustammes denken müssen, daß die freigewordene Kraft eines von großer Sehnsucht umworbene Toten gezwungen sei, in einem andern Wesen neu auf uns zukommen.“

„Es ist ein schöner und tröstlicher Glaube.“

Lütting hatte noch immer keine Bewegung gemacht. Scheu und bedrückt hatte sie ein paarmal hinübergesehen. Dann waren ihre Augen immer unsicherer geworden, eine heiße Röte war ihr ins Gesicht gestiegen.

O Gott, o Gott! dachte sie bloß. Und hätte schreien mögen: Papa, ich bin es ja doch gewesen, die an Günther geschrieben hat! Es ist kein Wunder dabei, lieber Papa!

Aber da drehte sich der Vater um . . . mit einem friedlichen und guten Lächeln. Und da blieb sie reglos sitzen, schluckte Scham und Weh hinunter und erlaubte nicht mal ihren Lippen zu zucken.

„So verspinnt man sich,“ sagte er mit halber Entschuldigung. Denn er hatte das Gefühl, als wär' er wieder abgeschweift. „Es tut ja nichts . . . die Arbeit für mich beginnt ja erst morgen. Und sie wird fertig werden. Ich denk' auch, sie wird gut werden. Sieh', ich weiß nicht, ob du die alte oft wiederkehrende Sage kennst . . . in die heiligen Baumerke, behauptet sie, die sich hoch zum Himmel erheben sollen, müsse ein lebendiges Opfer eingemauert werden, ein Mensch mit reiner Seele. Oft heißt es von Baumeistern, sie hätten ihr eigenes Kind, das Liebste und Höchste, was sie besaßen, so zum Opfer gebracht, und darüber hätte sich dann, in Schauern und Schmerzen geschaffen, ihr bestes und größtes Werk erhoben. Es liegt eine tiefe Symbolik in diesen alten Sagen.“

„Das Opfer ist auch hier gebracht,“ fügte er nach einer Pause hinzu, und zum ersten Male heut zitterte seine Stimme.

(Fortsetzung folgt.)

Weihnachtsvorfreude.

Von Gertrud Aulisch.

Wenn man jetzt in den Weihnachtswochen langsam und aufmerksam durch die Straßen wandert, hier und da einen Blick in die Läden wirft, einen kleinen Besuch in den Häusern von Freunden und Bekannten macht, überall umweht uns leise und fein der Duft des Weihnachtsfestes, schimmert eine zarte weihnachtliche Fröhlichkeit aus den Augen der Menschen. Herz und Hände sind aufgetan, um zu geben.

In den Zimmern herrscht jene wundervoll köstliche Stimmung, die den strahlenden Christbaum, das feierliche Lied, das staunende Kinderlächeln verheißt. Auf allen Gesichtern, in allen Herzen Weihnachtsvorfreude!

Wieder ist es die Frau, die Weihnachten zu dem Fest der Freude macht, die Gattin, die Mutter, die Freundin. Das kleinste Ding, das ihre Hände für den Gabentisch auswählen, verfertigen, verschönern, hat aus ihrer feinen Güte, aus ihrer vererbten Liebe kostbaren Wert erhalten. Und sie, die vielleicht das ganze Jahr über nichts war als Dienende und Arbeitende ohne Dank und Lohn, ist nun mit einem Male der Mittelpunkt des Ganzen, die Quelle aller Erwartung und Freude geworden.

Die Kinder umschleichen sie leise und mit dem Finger auf dem Mund. Pst! nicht lärmen, nicht die Mutter ärgern... sie badt! Kuchen!... Geli, Mutti, du wirst nicht vergessen, die große Puppe, die Mama sagt, beim Christkind zu bestellen? und sag auch, daß ich recht artig bin und dich sehr lieb habe!

Weihnachtsvorfreude! Die Mutter badt Kuchen! Die Kinder haben gerötete Gesichter, lachende Augen und offene Münder. Jedes hat einen kleinen Rat, eine Anweisung zur Hand und überwacht das geschäftige Treiben der Mutter, daß ja seinem Wunsch kein Abbruch geschieht. Recht süß müssen die Pfefferkuchen sein, und viel, viel müssen es sein, drei, vier, nein, fünf Bleche voll! Herze und Kringle und Sterne, Männchen für die kleinen Mädel und Nidel für die Duden. Und auf den Herzen viel Zuckerguß und Schokolade... ja, und auch kleines Gebäck in den verschiedensten Formen für den Christbaum!

Weihnachtsvorfreude. Der Wunschzettel! Mit ganz heißen Wangen sitzen Bub und Mädel darüber, schreiben einen, zwei Bogen voll, erst wahllos, dann wählen sie, streichen, was zu teuer oder gar zu nebensächlich ist, oder von dem sie annehmen, daß sie es sowieso nicht bekommen. Denn sie haben vorsichtig geforscht, ganz fein mit dem Zaunpfahl gewinkt: Kaufmanns Mag hat sich ein Paar Skier gewünscht... aber ein Modelschlitten ist auch ganz schön... Puppe Piese hat alles Haar verloren und obendrein noch beide Arme und einen Fuß... aber Nachbars Grete bekommt ein großes Baby mit Stedkissen und Schnuller... ach Mutti!

Weihnachtsvorfreude. In den Ecken und Winkeln lauern sie, tuscheln hinter den Türen, schauen gebückt durchs Schlüsselloch. Ob der Weihnachtsmann schon den Wunschzettel abholen kam, oder gar das Christkind.

Manchmal streiten sie auch, aber nicht wild wie sonst, sondern neidisch, leise, liebevoll, weil Karl bestreitet, daß Lotte außer der bringenden Puppe auch noch den schönen Wagen bekommt. Wie sie raten, wetten, abstreichen, und doch zum Schluß immer noch eine Meinigkeit zugeben, an der ihre bange Hoffnung hängt!

Die größeren Kinder indes haben Handarbeiten in den Händen, Seide, Luch, Wolle, Holz. Es soll ein Sophasissen für Mama, ein Umhang für Schwester Elli, ein Handschuhpaar für Papa werden, indes die Knaben Puppenstuben, Holztiere für die kleineren Geschwister schnitzen oder eine feine Laubsägearbeit für die Eltern fertigen. Und wenn es nur zu einem armfeligen und billigen Bierbedeckten reicht, die Vorfreude ist ungeschmälert, das Auge nicht minder strahlend, nicht weniger schön und hastig die Bewegung, die das Arbeitswerk schnell in dem bereitgehaltenen Verfaß verbirgt, wenn jemand unerwartet ins Zimmer tritt.

Weihnachtsvorfreude! Wie hat sie den Vater verändert und umgeschaffen. Er, der sonst Vielbeschäftigte, Grunze, Wortkarge, verschwendet nun Bärtlichkeiten an Frau und Kind, streichelt dem Buben übers Haar, greift dem Mädel unter's Kinn: „Na, seid Ihr auch recht brav und fleißig? Das Christkind geht um!“ Er verweilt länger als sonst im Gespräch mit seiner Frau, beratschlagt, berechnet, bespricht die Wunschzettel, ist großzügig und fast verschwenderisch im Bewilligen und Schenken. Und wenn er seiner Frau die Hand gibt, so geschieht dies nicht aus oberflächlicher Gewohnheit, wie sonst, sondern innig und wie ein Dank voraus, für alle Schönheit und Seltsamkeit, welche die Frau über Weihnachten zaubert.

Weihnachtsvorfreude! Am weitesten und tiefsten füllt sie Herz und Hirn der Frau und Mutter aus. Schimmernde Christbäume sind in ihren Augen angezündet, jeder Gedanke ist ein Wunsch, glücklich zu machen. Sie, die oft nichts an ihrem Heim jah als Last und Arbeit, findet nun im eingewöhnlichsten Alltag eine Auszeichnung und Bevorzugung. Wie sie die kleinste Arbeit liebevoll anordnet und zärtlich überwacht, wie sie selbst überall Hand anlegt, alle Räume frisch, freundlich und einladend gestaltet! Und sie lacht und singt dabei und breitet Weihnachtsstimmung über jedes Ding, das sie mit den Augen, mit den Händen berührt.

Und erst das Einkäufen! Wieviel Ueberlegung, wieviel Zaudern und Mühe, bis das Stück ausgewählt ist, das nützlich, schön und erschwänglich ist: Und doch, wieviel Weihnachtsvorfreude, wenn sie es nun endlich heimträgt, es zu Hause auspackt und probeweise

auf den Gabentisch legt, wenn sie sich den stürmischen Jubel der Kinder, den stillen warmen Dank des Mannes ausmalt beim Empfang der Gaben!

Wieviel Weihnachtsvorfreude, wenn sie den neu zugekauften Glas- und Goldflitter durch ihre Hände gleiten läßt, in dem der Christbaum herrlicher erstrahlen wird, als voriges Jahr, wieviel Weihnachtsvorfreude in dem Gedanken an den mit ledernen Gerichten besetzten Weihnachtstisch, an das Heilig-Abendmahl, wieleicht im Kreis guter Freunde, seltener Gäste, das unter dem brennenden Weihnachtsbaum, eingeleitet durch ein fröhlich-inniges Lied, die schönste Feier des Jahres werden soll!

Weihnachtsvorfreude überall! Selbst in den Gärten der Ärmsten, in Spitälern und Armenhäusern. Überall wird ein Baum stehen, überall wird ein Lied klingen, überall ein kleines Geschenk bereit sein, das auch dem Vergessensten sagt: das Christkind geht um!

Weihnachts-Humor.

(Nachdruck verboten.)

„Mutti, ich wünsche mir was Feines zu Weihnachten!“

„Na, was wünschst du dir denn?“

„Ich möchte mal das ganze Fest über nicht gewaschen werden!“

Um die Spärlichkeit der Weihnachtsgeschenke — weiter hat es eben dieses Jahr nicht gereicht — notdürftig zu verdecken, hat Frau Ziepel die Geschenke diesmal von großen Mengen Äpfeln umgeben. Äpfel sind ja billig und außerdem machen sie sich hübsch, und es sieht nach was aus. So hatte Frau Ziepel spekuliert. Bescherung, Herbstchen stürzt ins Zimmer, bleibt vor seinen paar Geschenken stehen, überblickt schnell den ganzen Gabentisch und sagt:

„Die reenste Obstausstellung!“

Zu Weihnachten hat Papa Besuch bekommen, einen Schulfreund, der einen geradezu ungeheuerlichen Leibumfang und einen entsprechenden Appetit hat.

Am ersten Weihnachtstag. Das Essen ist eben beendet, da sagt Fritz zu dem Besuch:

„Herr Ziegenheim!“

„Ja, was willst du denn, mein Jungchen?“

„Herr Ziegenheim, ich wollte, Sie wären alle Tage bei uns zum Essen.“

„Nanu, warum denn?“

„Dann gäbe es am folgenden Tage nie Aufgewärmtes!“

„Du bekommst diesmal einen Schokoladenweihnachtsmann von mir,“ sagt Onkel Franz zu Werner.

„Onkel,“ erwidert Werner, „vergrößern deine Brillengläser?“

„Ja. Warum fragst du?“

„Ach, dann sehe doch bitte deine Brille ab, wenn du mir den Weihnachtsmann kaufst!“

In dem Weihnachtspaket, das Tante Babeth geschickt hat, befindet sich eine große Schachtel Pralines. Tante Babeth hat fein säuberlich vorn darauf gemalt: „Für die lieben Meinen.“ Bescherung. Fritz sieht die Schachtel, stürzt darüber her und reißt sie mit einem Ruck auf.

„Na schön,“ sagt die Mama, „teile sie mit Elli!“

Fritz zählt die Pralines.

„Es sind einunddreißig Stück. Wer kriegt denn da nun die sechzehn Stück und wer die fünfzehn Stück?“

Die Mama erwidert:

„Aber Fritz! Wie kannst du da denn noch fragen! Das artige Kind gibt immer dem anderen die größere Hälfte!“

Da schiebt Fritz seinem Schwesterchen Elli die Schachtel hin und sagt:

„Hier, Elli, teile du fiel! Aber du hast doch gehört, was Mutti eben gesagt hat!“

Sonntagskaffee im Kino.

Da sitzen sie in den Lichtspielhäusern, Sonntag nachmittags, halbbrüchige Burtschen, die alltags viele Stunden hinter Maschinen arbeiteten, mechanische Handgriffe taten, und diese jungen Dinger, die man eigentlich noch Backfische nennen möchte, und die doch schon im Leben stehen, als Arbeiterinnen, sei es nun im Geerlager der Konfektion, als Handlangerinnen in irgendeiner Fabrik oder als Packerin in der Expedition. Sie haben verträumte Augen und werfen sehnsüchtige Blicke auf die Leinwand, die ihnen herrliches Geschehen vermittelt, und wenn Mä in schimmernden Pelzmäntel die Stufen des Vestibüls hinuntergeschwebt oder Fred in einem eleganten Frack sich tief verbeugt, so meinen die da unten, so ist nun das Leben, und eine zehrende Sehnsucht erfüllt sie, auch einmal so zu leben, den Glanz zu haben und den Schimmer, und vergessen zu dürfen, daß sie morgen und übermorgen wieder in harter Fron arbeiten müssen, weil das Dasein es so will.

Aber nun ist einer auf die Idee gekommen, diesen Sehnsüchtigen nachzugehen, und er führt also all jene, die da ein Stückchen Glück

haben wollen, am Sonntag dazu, ein wenig ihren Traum zu verwirklichen, und das auf diese Art: Der Eintrittschein für die Vorstellung ermächtigt außerdem zu Genuß von Kaffee und Kuchen, und so dürfen sie denn eine Stunde oder noch länger in der pompös geschmückten Kinovorhalle sitzen, und die Trude, die wochentags immer die Guffarions austrägt, kann nun ganz selig Schlagfahne löffeln, zierlich und kostet wie eine richtige Dame. Und der Willi, der morgen wieder die Tür öffnen muß, auf — zu, auf — zu, sitzt da und müht sich ordentlich, ein Stück Apfelsuchen zu zerteilen. Ja, und das Schönste ist, daß nichts extra kostet. Alles für eine Mark und zwanzig Pfennige. Das ist wie ein Weihnachtsgeschenk für die jungen Menschen und auch die Erwachsenen, denen das Kino Erfüllung ihrer Sehnsucht bedeutet, ein irdisches Paradies. Aber in Wirklichkeit ist es die sehr routinierte Spekulation eines Berliner Filmmannes, der erstmalig in einem Kino des Westens diese Idee mit allem Erfolg verwirklichte. Nicht lange und die andern Kinos des Deutschen Reiches werden folgen. Kino plus Kaffee und Kuchen, heißt die neueste Sonntagsdebiße.

Diebes-Anekdoten.

Mr. Mallison kam plötzlich ein schrecklicher Gedanke. Er war mit seiner Frau unterwegs zum Kino, als ihm einfiel, daß er den Kohlenkeller nicht abgeschlossen hatte. So ging er zurück, drehte den Schlüssel im Schloß um, ließ ihn in seine Tasche gleiten und lenkte seine Schritte wieder zum Kino.

Als er drei Stunden darauf sein Heim erreichte, fand er den Herrn Nachbar in einem Zustand höchster Empörung vor.

„Was haben Sie denn nur?“ fragte Mr. Mallison.

Wutschnaubend antwortete der andere: „Ja, wissen Sie denn nicht, daß Sie meine Frau in Ihrem Kohlenkeller eingeschlossen haben?“

Ein Bettler wurde in einem Restaurant von dem Wirt schroff hinausgewiesen. Vor der Tür traf er einen Kollegen, den er von der Hartherzigkeit des Wirtes berichtete.

„Gott soll ihn strafen!“ rief der Kollege entrüstet. „Er hat ihn schon gestraft!“ sprach jener darauf und holte aus seiner Tasche einen schönen silbernen Löffel hervor, den er wohlgefällig betrachtete.

„Ich werde den Dieb leicht herausbekommen,“ sagte der bestohlene Bauer zu seinem Gefinde. Dann gab er jedem einen genau 5 Zentimeter langen Strohalm in die Hand, befahl ihm mit der Faust zu umschließen und ihn in der Hand mit dem warmen Atem anzublasen. Darauf ließ er sich alle in einem weiten Kreis aufstellen.

„Ich gehe jetzt ins Nebenzimmer, bete ein Vaterunser für den Dieb und wenn ich dann wieder zu euch trete, wird der Strohalm in der Hand des Diebes um einen Zentimeter gewachsen sein!“

Als er wieder heraustrat, ließ er sich die Strohhalme zeigen und fand den Strohalm des Großknechtes um einen Zentimeter verkürzt. Dem Großknecht hatte das böse Gewissen geraten, von dem Halm soviel abzubeißen, als nach den Worten des Bauern wachsen sollte.

Aus dem Kieler Strafgefängnis war ein Einbrecher ausgebrochen. Zum Abschied hinterließ er folgenden Zettel:

„Die Lage ist zu günstig — ich konnte dem nicht widerstehen —. Ich mußte gehen. — Auf Wiedersehen!“

Heinrich Kröger.“

In einem holsteinischen Pastorat war eingebrochen worden. Der Herr Pastor fand in seinem Hühnerstall nichts mehr vor als einen Zettel mit dem Vers:

„Der liebe Gott ist überall,
nur nicht in dem Hühnerstall.“

Vor Gericht sprach ein Spikbube mit seinem Verteidiger und wurde im Laufe des Gesprächs recht kollegial. Dem Verteidiger wurde das schließlich peinlich.

„Seien Sie doch etwas reservierter und setzen Sie sich doch,“ sprach er zu dem Spikbuben, „man weiß ja schließlich gar nicht mehr, wer von uns beiden ein Rechtsanwalt und wer ein Spikbube ist.“

Kentner Krausemierz fühlte sich krank. Er nahm einen Arzt. Der sagte, es sei der Magen, und quälte Krausemierz mit gräßlich schmeckenden Mixturen. Da nahm er einen anderen Arzt. Der sagte, es sei die Leber, und verbot Krausemierz das Viertrinken. Da nahm er einen dritten Arzt. Der wiegte sein weißes Haupt und küßte sich in diplomatisches Schweigen.

„Na,“ platzte da Krausemierz los. „Ich habe lieber einen Einbrecher bei mir, als einen Arzt. Denn bei einem Einbrecher kann ich wenigstens feststellen, was mir fehlt. Ihr Arztet kann es mir ja doch nicht sagen.“

„Weshalb haben Sie nur in jener Nacht nur die weißen und die schwarzen Hühner mitgenommen, die gelben aber zurückgelassen?“ fragte der Richter.

„Ja, sehen Sie, Herr Richter,“ antwortete der Hühnerdieb. „Den Weißen ist im Dunkeln am leichtesten beizukommen. Die Schwarzen hingegen lassen sich am bequemsten verstecken. Deshalb haben wir die Weißen in den Korb getan und die Schwarzen einfach über die Schulter gehängt.“

Aus aller Welt.

Lebendig begraben. Ein Fall von mittelalterlichem Überglauben wird aus Ratow bei Währich-Weiskirchen gemeldet. Der dortige Bürgermeister Kutschera hatte eine schlecht isolierte Tischlampe berührt und war vom elektrischen Strom betäubt worden. Die Angehörigen holten statt eines Arztes eine alte Frau, der besondere medizinische Fähigkeiten zugesprochen wurden. Die Heilkundige riet den Angehörigen, den Bürgermeister in die Erde einzugraben, da dadurch der elektrische Strom wieder aus dem Körper herausgeleitet werde. Man befolgte den Rat der Frau und grub den Bürgermeister lebendig in die Erde ein. Nach drei Viertelstunden wollte man ihn ausgraben, aber man kam zu spät, der Bürgermeister war in seinem Grab erstickt und konnte nur als Leiche herausgescharrt werden.

Hundepelz, die neue große Mode. Wir haben die Modeherrschaft der Schlangenhaut und des Kalbfelles mitgemacht. Jetzt bringt Paris als neueste Pelzart den Hundepelz. Ganze Schiffsladungen dieser feinen, geträufelten Felle von Fuchshündchen kommen augenscheinlich aus China, damit die Frauen wieder etwas Neues haben. Die Tiergeschütze beurteilen die neue Mode scharf und versuchen auch alles mögliche dagegen. Und auch nicht mit Unrecht.

Schulzfarbung schmarogender Schnecken. Auf seinen Forschungsreisen nach den Mollusken fand der Zoologe Rückenthal eine Schnecke (Capulus crystallinus), als Schmarozer auf Seefernern lebend. Die kleinen Schnecken, deren Körper eine flache, napfförmige oder auch turmhäutliche Schale umschließt, leben mit ihren Wirztieren in der Weise verbunden, daß sie ihren langen Saugrüssel in den Leib des Seeferns bohren, wobei sie sogar dessen kalte Hülle durchdringen, und dann aus dem Körpergewebe die ihnen zur Nahrung dienenden Säfte saugen. Sehr merkwürdig war bei dieser Gelegenheit die Feststellung, daß die Schmarozer immer die gleiche Farbe besaßen, wie die Wirztiere. Die Seeferne, auf denen die Schnecken schmarogten, waren stark blau, und genau in derselben Farbe waren auch die Schnecken gefärbt.

Essen und Trinken in Schweden. Das beliebteste Getränk in Schweden ist das Änis; Brot und Brantwein werden damit wohlriechend gemacht. Auch der Zucker ist sehr beliebt; er wird an fast alle Speisen geben. Viele Schweden und selbst diejenigen, die als sehr mäßig gelten, pflegen morgens und abends ein ziemlich großes Glas Brantwein zu trinken, was allgemein als der Gesundheit sehr zuträglich gilt. Die Schweden sind sehr starke Butteresser; sie bestreichen ihr Fladbrot (Zwieback aus Roggenmehl) fingerdick damit.

Das Damenkleid im Fingerring. In den letzten Jahren war einige Male in Witzblättern zu lesen, daß man ein neuartiges Damenkleid durch einen Fingerring ziehen könne. Das ist jetzt kein Witz mehr, sondern ein solches Kleid ist Eigentum einer Frau Eugenia de Emerillon in der mexikanischen Stadt Aguascalientes. Als welchem Stoff es hergestellt ist, wird in der amerikanischen Presse nicht erwähnt, doch deutet der hohe Preis auf ein besonders wertvolles Material; das Kleid hat nämlich nicht weniger als 22 000 Dollar gekostet. Auch Europäerinnen werden diese Schöpfung bewundern können; denn das feine Kleid wird demnach nach Sevilla in Spanien auf die dortige Ausstellung kommen.

Das höchste Postamt der Welt. In dem zwischen Indien und Butan eingeschobenen Zipfel des tibetischen Priesterstaats, auf der tibetischen Hochebene, liegt am Fuße des Rang-la-Passes in 3877 Meter Höhe die buddhistische Klosterfestung Phari-Jong. Die Regierung des Dalai-Lama hat jetzt hier eine Poststation errichtet, die als das höchstgelegene Postamt der Welt zu bezeichnen ist. Ueber das Postamt von Phari-Jong läuft namentlich die wichtige telegraphische Verbindungslinie mit Indien.

Fröhliche Ecke.

Kinder, Kinder! Ich fahre mit meinen beiden Kindern im Vorortzug. Beim ersten Halten steigen einige Leute in den an sich schon überfüllten Wagen. Hans, mein Zwölfjähriger, überläßt seinen Sitzplatz einer alten Dame, die überauswiegend dankt. Da packt die dreifährige Ernemarie der Ehrgeiz. Voll Eifer springt sie von meinem Schoß und spricht mit vielstehender Handbewegung zu einem Herrn von — sagen wir — mittlerem Alter: „Bitte schön!“

Hans denkt angestrengt nach. Nach dem Grund befragt, meint er sehr ernsthaft: „Wie kommt das nur? Wenn ich etwas haben will, heißt es immer: „Ein so kleiner Junge braucht das nicht; und wenn ich etwas angestellt habe, heißt es: Ein so großer Junge darf das nicht tun.“ („Jugend.“)

Liebeslied. „Weshalb gehen Sie mit Ihrer Braut denn so oft zum Bahnhof?“ — „Ach, sehen Sie: jedesmal, wenn ein Zug abgeht, können wir uns da fassen, ohne Aufsehen zu erregen; denn die Umstehenden meinen dann alle, daß wir Abschied nehmen!“

Der Vorsichtige. „Warum gehst du denn immer schon eine Stunde vor Abgang des Zuges an den Bahnhof, wenn du verreisen willst?“ — „Damit ich Zeit habe, noch einmal nach Hause zu gehen, wenn mir einfällt, daß ich etwas vergessen habe.“